

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltik.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Während der Regen unaufhörlich aufs Verdeck des Wagens herniedertrommelte, sprach Harro weiter. Er hatte Dombach geerbt. Aber er dachte daran, es seinem Bruder zu verkaufen, der die Besitzung in die Fideikommissgüter aufnehmen wollte. Harro besah gar kein Heimatsweh an. Er erklärte auch kurzweg, daß er sich den deutschen Verhältnissen entfremdet fühle. Er war ganz Engländer geworden, sprach sich über England selbst aber doch immer in sehr referentieller Weise aus, wie denn überhaupt alles, was er sagte, den Eindruck einer gewissen kühl vornehmen Zurückhaltung machte. Schließlich sprach er auch von den neuen, außerordentlich umfangreichen Kohlenlagern, die auf Gotternegg'schem Gebiete gefunden worden waren, und schlug Lillian vor, bei der Erschließung seine Firma zu beteiligen.

„Ich würde ohne weiteres dafür sein,“ entgegnete die Fürstin, „aber ich fürchte, man wird wieder über mich herfallen, wenn ich nicht heimische Kapitalkräfte heranziele. Gerade weil ich selbst Amerikanerin bin, habe ich mehr Rücksichten zu nehmen als andere. Im übrigen ahnst du gar nicht, wie schwerfällig Volko in derlei Fragen ist.“

„Apropos Volko,“ fiel Harro ein; „— ich möchte nicht aufdringlich sein, Lillian, aber du kannst dir denken, daß mich dein Schicksal lebhaft interessiert. Geht es ihm immer noch nicht besser?“

Wohl eine Minute lang schwieg Lillian. Sie hatte sich in die Polster zurückgelehnt und ließ die Pompons an dem Bugriemen des Wagenfensters in mechanischer Spielerei durch ihre Finger gleiten, während sie die Augen gesenkt hielt und ein Schatten über ihre Stirn ging.

„Besser?“ wiederholte sie endlich. „O, Harro — um ihn Sorge ich mich eigentlich nicht, aber um uns — um uns beide.“ Und dann fuhr sie leiser mit schwerem Aufseufzen fort: „Wir haben zu spät eingesehen, daß wir nicht füreinander geschaffen sind.“

Der Graf nickte, und auf sein kluges, glattes Gesicht, das nur selten die Regungen seiner Seele widerspiegelte, trat ein Zug aufrichtigen Mitleids.

„Arme Lillian,“ sagte er und hauchte einen Kuß auf ihre Hand. „Ich ahnte so etwas... ich ahnte es längst... Und du liebst ihn doch!“

„Ja,“ gab sie zur Antwort, „ich habe ihn sehr geliebt... Ich weiß wohl: Hunderte haben gesagt, mich Locke nur seine Braut. Harro, ich hätte nicht ein Mädchen sein müssen, wenn ich nicht auch etwel gewesen wäre. Gewiß — ich freute mich über den Titel Durchlaucht wie über eine hübsche Spielerei, über ein Schmuckstück oder ein neues Kleid. Aber ich hätte

meinem Vater zum Trotz nein gesagt, wenn ich keine Neigung zu ihm gehabt hätte. Und war er denn nicht auch liebenswert?“

„Gewiß, Lillian — ich verstehe alles. Eine glänzende Erscheinung, von strahlender Liebenswürdigkeit, gutmütig, Gevaleresk — ganz der Mann, ein Mädchenherz zu fangen. Ganz so wie Kola Bura-ebdin!...“

„Nein,“ entgegnete Lillian nach kurzem Besinnen, „doch anders, Harro. Annemarie lebt in einem einzigen großen Kaufsch des Entzündens — und ich gönne es der Kleinen; ich wollte, das Glück hielte an. Aber schau Kola in die Augen und schau in die Volkos — da siehst du den Unterschied der beiden. Hinter dem dunklen Samt im Kluge Kolas liegt immer etwas wie Tücke; es ist, als schlummte ein Raubtier darinnen — ich möchte sagen, etwas von der Bestie der Unkultur. So empfinde ich es — aber ich kann mich täuschen. In Volkos hübschen Augen liegt nichts. Und dieses erlösende Nichts — das trieb uns auseinander...“

Wieder nickte der Graf. Genau so hatte er es vorausgesehen. „Es war eine Torheit, daß er den Abschied nahm,“ sagte er.

Lillian zuckte leicht mit den Schultern. „Vielleicht. Aber er schwor darauf, der Frontdienst öbe ihn an. Ich fand es im übrigen ganz begreiflich, daß er nach dem langjährigen Interregnum die Herrschaft endlich in eigene Verwaltung nehmen wollte. Ich freute mich sogar darauf, denn ich hoffte, die Arbeit auf seinem Grund und Boden würde ihm Spaß machen, zumal er — verzeih, wenn ich das erwähne — nunmehr in der Lage war, mit großen Mitteln wirtschaften zu können... Lieber Harro, daß er nicht zu rechnen weiß, daß er unpraktisch ist — alles das ist gleichgültig, denn ich stehe neben ihm, und mein Bleibeerblut verleugnet sich nicht, wenn seine Hand allzu locker wird. Aber daß er nicht imhauhe ist, sich aus seiner Schlassheit emporzureihen, daß er nichts — nichts weiter ist als ein weichlicher Genussmensch, das hat mich, die ich selber eine tätige Natur bin, oft genug zur Verzweiflung gebracht. Und übrigens — das ist ja nicht alles... die Menschen sind verschieden — auch das hätte ich ertragen...“

Sie brach ab, strich mit der Hand über ihre Stirn und sagte klanglos: „Ich weiß, daß er mit seiner Geliebten in Venedig ist.“

Harro fuhr auf. „Aber das ist ja empörend!“ stieß er hervor.

„Vielleicht beurteilt man die Eskapade andererseits milder,“ entgegnete Lillian. „Ich selbst habe ihm anfänglich viel verziehen. Er langweilte sich hier; ich riet ihm, auf ein paar Tage nach Berlin zu fahren. Das wurde zur Gewohnheit; Paris folgte und Monte Carlo. Dazwischen lagen nur die großen Jagden in Gotternegg. Dann begann er über seine Gesundheit zu klagen. Er fühlte sich nervös, ewig müde und abgepannt; aber ich glaube nicht, daß er körperlich leidend ist. Er ist nur eine unglückselige Natur — und, was

das Schlimmste ist: es hat ihm immer an Selbstzucht gefehlt."

"Das ist es," fiel Harro ein; die strenge Hand fehlte, die er brauchte. Bei der Hartlosigkeit seines Charakters und der Zerfahrenheit seines Wesens hätte es erzieherischer Energie bedurft, das Gute in ihm zu wecken und auszubauen. Es ist schade um Volko; ich habe in der Tat gehofft, daß die Ehe ihn günstig beeinflussen würde.

"Lieber Harro, ein solcher Einfluß ist immer nur unter dem Empfinden gegenseitiger Achtung möglich."

"Was heißt das, Lillian? — Wagt es Volko —"

Sie hob die Hand, um seiner raschen Frage vorzubeugen. "Laß," sagte sie, "ich will nicht klagen... Es hat manche häßliche Szene gegeben. Da bin ich still geworden, und er ging allein seiner Wege. Das kommt vor — bei Vernunftheiraten und auch bei Liebesehen. Es kann vorübergehen. Man wird älter, man tobt sich aus. Du siehst, ich bin ganz verständig. Ich hoffe nicht viel, aber ich verzweifle auch nicht. Ueber den großen Kummer bin ich hinaus. Ich habe mein Kind und meine Arbeit — die füllen mein Leben aus..."

Der Wagen hielt unerwartet. Harro beugte sich aus dem Fenster, riß dann den Schlag auf und sprang hinaus. Kutscher und Diener waren vom Bod gestiegen; bei dem Biergepaß war einer der Verbindungsriemen zwischen den Vorder- und den Stangenpferden gerissen. Der Kutscher entschuldigte sich, er war außer sich; er begriff nicht, wie das hatte vorkommen können. Die Pferde waren unruhig; sie hörten hinter sich das Wiehern anderer Gänge. Harro ließ die nachfolgenden Wagen voranzufahren. Es war eine ganze Meile: die Gesellschaftsdame der Fürstin mit dem Hofchef Grafen Artern, Reschke mit seiner Tochter, Jost mit Belten; noch mehr schlossen sich an: Madame Balsour, Veyfuß und seine Frau, die Wagen der Beamten, des Pastors von Gotternegg, des Rentmeisters Kapfflein. Auch Graf Artern hatte halten lassen und eilte zur Hilfe herbei. Aber es war nicht so leicht. Die Vorderpferde bäumten, warfen die Köpfe und bedeckten das Gebiß mit Schaum; auch die Stangenpferde wurden nervös. Dabei stellte sich heraus, daß dem Kutscher der Hilfsriemen aus dem Wagentasten abhanden gekommen war. Nun suchte Harro, und Artern suchte mit. Inzwischen war auch die Fürstin aus dem Wagen gesprungen und stand im strömenden Regen neben den Pferden, belospöte und freichelte ihnen den Hals und gab ihnen beruhigende Worte. Als sie hörte, um was es sich handelte, nahm sie ihren Schleier ab; es war ein festes Gewebe und konnte zur Not Riemen und Strick ersetzen. Der Kutscher drehte den Schleier zusammen und froh vorsichtig zwischen das unruhige Getier. Währenddessen hielten der Diener und Harro die Stangenpferde am Gebiß, und Artern stand mit der Fürstin zu Häupten der Vorderpferde. Lillian war blaß, aber ganz ruhig. Sie hatte den Gaul mit nervigen Händen an die Kandare gepackt; er riß sie hin und her, wollte freigen und bedeckte das Kostüm der Fürstin mit weißen Schaumlocken. Der Regen strömte auf sie herab; vom Hutrande lief über ihr Gesicht ein graues Wasser. Harro schaute besorgt zu ihr hinüber; sie sah es und nickte ihm lächelnd zu.

"Nertig!" rief der Kutscher. Man stieg wieder ein. "Kein Kompliment, Lillian," sagte Harro halblaut. Artern bemühte sich, die völlig durchnässte junge Frau in Decken zu wickeln. Die Pferde zogen an.

"Was war denn da los?" fragte der Burgmüller in seinem Wagen die neben ihm sitzende Grete.

"Ich weiß es nicht, Papa," antwortete diese, "es muß irgend etwas am Zaumzeug in Unordnung sein..."

Sie unterhielten sich nicht viel. Reschke lag in der Wagenecke und rauchte, das hatte Grete erlaubt; in ihren kleinen Salon wagte sich der Alte nicht mit der brennenden Zigarre hinein. Grete führte das Regiment im Hause; der Vater stand vollständig unter ihrem Pantöffelchen und ließ es sich gefallen. Man merkte ihm an, daß ihm die gewohnte Bewegung fehlte. Er war sehr stark geworden; der Havelock aus seinem Tuch umhüllte riesige Glieder. Das Gesicht war ein wenig gedunsen, aber immer noch frisch in den Farben; nur das Auge war leer geworden.

Grete starrte durch die tropfenden Fensterscheiben in den Regen hinein. Nun gab es Trauer in Gotternegg, und ein langweiliger Winter stand bevor. Das wären trübe Aussichten für die überschäumende Lebenslust der Kleinen. Sie hätte so gern einmal eine Saison in Berlin oder Paris

durchlebt; aber der Vater war zu schwerfällig, um derlei Wünsche zu berücksichtigen. Aus Gotternegg hatte sie ihn noch nicht herausbekommen. Sie hatte im übrigen so ziemlich alles erreicht, was sie wollte. Im Müllerschloße herrschte ein großer Train; vom Alten war nicht viel mehr übrig geblieben, als die große Linde vor dem Portal und Schnauzkerl, der Kettenhund. Aber auch der hatte ein neues Heim erhalten, eine stillierte Hundehütte, in der er sich unbehaglich fühlte; er tränkete, wurde struppig und immer heiserer, und wenn er freundlich mit dem Schwanz wedeln wollte, so sah dies sehr wehmütig aus. Selbst die Spaten ärgerten ihn nicht mehr; sie spielten vor seiner Hütte herum und nisteten sich zuweilen in seinem Stroh ein; Schnauzkerl schaute ihnen mit blinzelnden Augen zu und bewegte höchstens einmal unmutig die Ohren. Er war recht alt geworden.

Das war auch der Burgmüller. Uebrigens wünschte Grete nicht, daß man ihn noch also benannte. Man titulierte ihn also "Herr Reschke", und das kam den meisten befremdlich vor. Der Diener hatte es sogar mit "gnädiger Herr" versuchen müssen; da wurde Reschke rot und verbat sich das. Sonst war er geduldig und fügte sich willig den Launen seines Töchterchens. Er tat nicht mehr viel, bestimmte sich wenig um die Wirtschaft, ging täglich an das Grab seiner Frau und konnte stundenlang über der Zeitung sitzen. Da weckte Grete den Ehrgeiz in ihm. Er mußte sich in den Kreistag als Vertreter des mittleren Grundbesitzes wählen lassen und wurde Standesbeamter. Das machte ihm Spaß. Nun sollte er im nächsten Jahre auch für den Landtag kandidieren. Aber das war ihm zu viel. Er erinnerte sich jüngerer Tage; da hatte man ihn schon einmal als Kandidaten der vereinigten nationalliberalen und freikonservativen Partei proklamiert, und bei einer Versammlung war er mit dem Gegenkandidaten heftig zusammengeraut und hatte ihn im Eifer der Sache gelähmigt verhalten. Die Gerichte hielten dies nicht für zulässig und verurteilten Herrn Gottfried zu einer hohen Geldbuße. Von dieser Zeit ab war Reschke die politische Tätigkeit verleidet.

Aber am ärgerlichsten war Grete darüber, daß der Vater nicht reisen wollte. Er hatte schweigend zugeesehen, wie das Burglehn "herrschaftlich" wurde. Doch die Scholle verließ er nicht. Der Gedanke, wochenlang dem Grabe seiner Frau fern bleiben zu sollen, war ihm unerträglich. Das fesselte auch Grete an die Heimat. Im Sommer ließ es sich hier schon leben. Da fehlte es nicht an Abwechslung. Sie stand in regem Verkehr mit dem Schlosse drüben, wo häufig Gäste weilten; sie war unter Arterns Anleitung auch eine firtige Reiterin geworden und sah viel im Sattel — jedweder Sport machte ihr Freude. Aber der Winter war langweilig.

Grete war auffallend hübsch geworden, eine Brünnette mit matt gebräuntem Teint und zarter Blutsärbung der Haut, mit prachtvollen Augen und etwas leden, aber in der Gesamtheit sehr reizenden Zügen; sie hatte vor allem einen schön gezeichneten Mund und eine gute Figur. Das Dralle hatte sich ausgewachsen und war zu schlanker Fülle geworden. Da aber die Mode der Magerkeit und der "Vinie" von England herübergekommen war, so hungerte Grete, betrieb eifrig Gymnastik und beneidete im stillen Eva Storm; die hatte einen durchaus wadernen Appetit und blieb doch knabenhaft zierlich.

Grete steckte voll eiserer Schnurren — wie damals als Kind. Aber die Mutter lebte nicht mehr, die sie ihr auszutreiben verstand, die sie in den Kuhstall schickte und an die Puttermaschine und sie am rosigen Ohrschläpchen nahm, wenn der Hochmutsteufel sich regte. Der Vater war schwach geworden in der Vergötterung des Kindes. Otto pfefferte seine Briefe mit Sarkasmen; er molierte sich bitter über die "neue Aera" im Burglehn. Aber das geschriebene Wort wirkte nicht. Da blieb Graf Artern der einzige, der Grete noch zuweilen die Wahrheit sagte.

Er tat das in seiner lustigen, durchaus nicht von festen Prinzipien angekränkelten Weise. Er ärgerte sich, wenn Grete einen Brillantschmuck trug, der nicht zu ihrer Jugend paßte, und machte seine Bemerkung über die Kniestiefeln aus rotem Zuchten, die unter dem Reitrock des Mädchens sehr niedlich, aber herausfordernd kokett hervorschauten. Er hatte gewöhnlich irgend etwas an ihr auszusprechen. Er gab sein Urteil über ihre neuen Kostüme ab; sie gefielen ihm selten, und wenn er die Preise hörte, sagte er, es sei ein Skandal.

(Fortsetzung folgt.)

Ernährungsorgen und fleischloser Tag in - England.

Einer Londoner Drahtmeldung zufolge teilte kürzlich ein hoher Regierungsbeamter, dessen Namen das Blatt nicht nennt, der „Times“ mit, es würde eine Einschränkung im Nahrungsmittelverbrauch in Großbritannien sich nicht länger mehr hinausziehen lassen, um der steigenden Preissteigerung einen Tamm zu setzen und um zu verhindern, daß die Reservelieferanten angegriffen werden müssen. Man müsse mit der Beschränkung in der Zufuhr der Lebensmittel rechnen; denn das britische Reich verfüge für die Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen nur noch über $\frac{1}{2}$ der Handelsflotte vor dem Kriege. Der betreffende Regierungsbeamte besprach auch die Vorteile, die die Einführung fleischloser Tage in England mit sich bringen würde.

In ähnlicher Weise brachte auch vor einigen Tagen die „Times“ ein „Eingefandt“, das deutlich und mehr als alle bisher aus England vernommenen Nachrichten die Bedrängnisse und Lebensmittelnot erkennen und darauf schließen läßt, wie England die uns zugedachte Nahrungsmittelversorgung immer mehr am eigenen Leibe verspüren muß. Das Schreiben, das von einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten, wie den Bischöfen von London, Birmingham und Burnham, dem Minister McKenna und dem Schriftsteller H. G. Wells unterzeichnet ist, verlangt, daß in England wöchentlich je ein fleisch- und alkoholloser Tag eingeführt werde. Die „Times“, die sich zu diesem Vorschlage stellt, als ob er bereits Gesetz geworden wäre, stellt eifertig ein ganzes Mutter von Speisekarten für den fleisch- und alkohollosen Tag zusammen und setzt in nicht zu verkennender Absicht auseinander, daß der Genuß von zu vielem Fleisch und Alkohol höchst gesundheitsschädlich sei, und daß jeder Bürger für eine derartige liebevolle Vorkehrung dankbar sein müßte.

Die ernährungspolitische Anregung für einen fleischlosen Wochentag war schon am Ende des vorigen Jahres zum ersten Male in der „Daily Mail“ aufgetaucht und für wünschenswert erachtet, einmal aus dem Grunde, um das Preisniveau der wichtigsten Lebensmittel herabzudrücken, außerdem und hauptsächlich, um Zahlungsbilanz und Wechselkurs zu bessern. Daß inzwischen die Lebensmittelverhältnisse Englands infolge der erheblichen Schiffsverluste und des vermehrten Frachtraummangels nicht besser geworden sind, könnte durch zahlreiche, in der letzten Zeit in der englischen Presse erscheinende Artikel belegt werden, die samt und sonders denselben Notschrei, die Warnung vor der Gefahr der sich sichtbar nähernden Hungersnot enthalten. Alle können nicht umhin, ihrer Angst, wenn auch vorsichtig geworden, Ausdruck zu geben. „Daily Mail“ sieht die Gefahr schon vor der Tür; Milch koste 50 Pfennig pro Liter und werde bald teurer sein. Leinöl sei um 130 v. H. gestiegen, und Butterfäßer, die früher 22 Mark kosteten, kosten jetzt 40. Das Blatt weist immer wieder lobpreisend auf die deutschen Nahrungskarten hin und möchte am liebsten für England sofort wenigstens die Milchkarte eingeführt sehen, von denen sie ein Exemplar aus Schöneberg wiedergibt.

Wenn man bei diesen Veröffentlichungen bedenkt, daß diese eigentlich gegen den Verfall verstoßen, der den Mitteilungen oder Besprechungen von Nahrungsmittelsteigerung strengstens verbietet, und daß die Schriftsteller riskieren, dafür verhaftet zu werden, so kann daraus geschlossen werden, wie groß die Gefahr und die Angst um eine bald nicht mehr genügende Versorgung der Bevölkerung mit den wichtigsten Lebensmitteln für England tatsächlich sein muß.

Vermischtes.

* **Französisches Menetekel in - Spandau!** Seit Kriegsbeginn gefäht sich die französische Phantasie immer wieder im Ausgraben mehr oder minder alter Prophezeiungen, die mit untrüglicher Sicherheit dem französischen Volke den endgültigen Sieg der großen Nation und den Untergang des Hauses Hohenzollern verkünden. So macht jetzt auch der „Mercure de France“ seine Leser auf ein kleines Sammelwerkchen aufmerksam, in dem solche wichtigen Voraussagen ausgezeichnet sind. Nachdem der Verfasser dieses Büchleins auf die bekannte Straßburger Prophezei hingedeutet hat, nach der Kaiser Wilhelm II. der letzte König von Preußen sein wird, erzählt er, daß die Weiße Frau im Berliner Schlosse im Juni und Juli des Jahres 1914 sich nicht weniger als dreimal sehen ließ, gewiß ein Zeichen dafür, daß es mit dem Hause Hohenzollern zu Ende geht. Noch viel Schlimmeres aber begegnete dem Kaiser im Juni 1914 bei seinem Besuch in Spandau. Gerade besichtigte er das Schatzgewölbe des Julusturmes, da erschien plötzlich, von unsichtbarer Hand geschrieben, in französischer Sprache die drohende Inschrift: „Es wird nicht lange dauern, dann wird über die Festung das gleiche Los hereinbrechen, wie im Jahre 1806!“ Totenblässe überzog das Gesicht des deutschen Imperators und mit eilenden Schritten verließ er mit seinen zitternden Begleitern den unheilswangeren Ort!

* **Das läutende Brack auf dem Meeresgrund!** Das Auffinden gesunkener Schiffe ist selbst bei scharfer Eingrenzung des in Betracht kommenden Meeresgebietes wie jedes ergebnisvolle Suchen größtenteils Glücksache. Trotzdem läßt sich durch ein systematisches und geduldiges Abtasten des Meeresgrundes in diesem Gebiete die Wahrscheinlichkeit und auch die Schnelligkeit der

Auffindung sehr erhöhen. Meist läßt man von Schleppdampfern ein möglichst großes Netz über den Grund schleifen, dessen Verhalten und Widerstand den geluchten Schiffskörper von anderen Hindernissen noch sehr wohl unterscheiden läßt. Dann bleibt aber noch immer die genauere Fixierung des Ortes übrig, an dem die Hebearbeiten begonnen werden sollen. Gerade diese Arbeit erfordert viel Geduld und Zeit, da jetzt mit wenigen in das Wasser gelassenen Tauen für einen engeren Bezirk dasselbe Hin- und Herkreuzen vorzunehmen ist, das Auftreffen der Drahtseile auf den Schiffskörper aber einen weniger auffälligen Widerstand hervorruft. Von der amerikanischen Marine wurde für diesen Teil der Vergungsbearbeitung eines bei Honolulu gesunkenen Tauchbootes, das in 90 Meter Tiefe lag, ein sehr praktisches Verfahren benutzt, das auch zur Vergung aller unter Zuhilfenahme von Metall hergestellten Gegenstände, wie Drahtseilabeln usw., anwendbar ist. Man ließ, nach einer Mitteilung der „Technischen Rundschau“, zwei Sonden, an deren Pleiengewichte noch lange metallische Nadeln befestigt waren, über die fragliche Stelle gleiten. Die beiden Nadeln waren die offenen Ausläufer einer elektrischen Leitung auf dem Schiffe, in die eine Klingelanlage geschaltet war. Berührten nun beide Nadeln den Panzerkörper des Bracks, so wurde der Stromkreis geschlossen und die in Tätigkeit gesetzte Klingel gab den Erfolg der Auffindungsbemühungen laut kund.

* **Was im Kriege wertvoller ist als Gold.** Dem Herzog von Braunschweig, einem der hervorragendsten Feldherren Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege, bot einst ein Alchimist, der behauptete, er habe den Stein der Weisen gefunden, ein Mittel an, um Gold aus Eisen zu gewinnen. „Gold habe ich genug“, erwiderte der Herzog, „und Eisen brauche ich, um gegen die Franzosen kämpfen zu können. Wenn Sie aber Ratten und Mäuse in Ochsen und Schweine verwandeln können, so sind Sie mein Mann, denn jenes Ungeziefer verursacht mir in meinem Getreidemagazin großen Schaden, Schlachtvieh aber habe ich nie im Ueberfluß.“

* **Die Raze in der Munitionsfabrik.** „In den Kriegswerken von Puteaux an der Seine“, schreibt der „Gaulois“, herrscht, wie man weiß, Tag und Nacht eine fieberhafte Tätigkeit. In endlosen Hallen werden unzählige Waffen und Geschosse hergestellt, und es gibt keine Viertelstunde, in der auch nur ein Teil der Arbeit ruht. Doch in einer der letzten Nächte, es war bereits nach Mitternacht, gingen plötzlich in allen Werkstätten von Puteaux ohne erkennbaren Grund die Lichter aus. In sämtlichen Abteilungen herrschte tiefstes Dunkel und man geriet begreiflicherweise in keine geringe Aufregung. Was konnte der Grund dieser unvermuteten Lichtlosigkeit sein? Handelte es sich um eine einfache Betriebsstörung, um einen feindlichen Akt oder war ein Juppel-Angriff gemeldet worden? Man äußert die verschiedensten Vermutungen, man telephoniert von einer Abteilung zur anderen, die Arbeiter harren untätig in der Dunkelheit, und so verstreicht eine volle Stunde. Die Ingenieure untersuchen die Leitungen und können keinen Fehler finden. Blödsinnig aber entdeckt man neben dem Hauptschaltapparat auf der Erde den Körper einer toten Raze. So fand eine höchst dramatische Begebenheit eine fast lächerliche Erklärung: die Raze war in unglücklicher Weise auf den Schaltapparat gesprungen und hatte einen Kurzschluß hervorgerufen, der sie selbst das Leben kostete, die französischen Kriegswerke aber zwang, fast zwei Stunden lang die Anfertigung von Geschossen zu unterbrechen. Immerhin wollen wir uns diesmal in unserem Argwohn nicht zu der Behauptung versteigen, daß es sich um eine deutsche Raze handeln müsse!“

* **Aus den Flugschriften zur Volksernährung:** Wie konserviert man am besten Gemüse? **Morcheln:** Das äußere Ende des Stieles wird abgeschnitten, die möglichst sandfreien Morcheln werden ungewaschen durchgeschlagen, auf starken Fäden gezogen und die Morchelkette in der Sonne ganz ausgetrocknet. Alle kleineren Pilze können in gleicher Weise getrocknet werden. **Steinpilze:** Die Pilze werden in Scheiben geschnitten, damit sie schneller austrocknen, und auf weißem Papier unter Umwenden in der Sonne getrocknet. Auch die anderen fleischigen Champignons werden frisch gepflückt, sauber gewaschen, aber nicht gewaschen, in mäßig dünne Scheiben geschnitten, auf starkem Papier ausgebreitet und möglichst an der Sonne, sonst bei trübem Wetter in der lauwarmen Ofenröhre oder auf der Herde getrocknet, in Papierfäden gefüllt und an einem kühlen, trockenen Orte aufbewahrt oder in Steintöpfe gelegt, die mit Pergamentpapier zugedebnet werden. Aus „Niedere ehbaren Pilze in natürlicher Größe“. Zum Trocknen eignen sich besonders der Steinpilz, Ciempilz, Champignon, die Morchel und Lorchel, aber auch der Stodpilz, Kapuziner, Ringpilz, die Ziegenlippe, der Parajol und der Ziegenbart, in Ermangelung dieser auch die übrigen ehbaren Pilze. Zur Aufbewahrung über den Winter hinaus wähle man am besten Steinpilze und Ciempilze. Die zum Trocknen bestimmten Pilze wäscht man mit Ausnahme der Morcheln und Lorcheln nicht, sondern reibt sie, wenn möglich mit Zitronensaft ab. Dann schneidet man sie in Scheiben und reibt diese an Fäden auf, oder man legt sie auf Backpapier oder auf Holzgeflechte und trocknet sie an luftigen sonnigen Orten, oder am mäßig warmen, nicht heißen Ofen, oder am Herd.

Bücherisch.

— Die Kunst. Immer wieder muß die erstaunliche Tatsache hervorgehoben werden, daß, während beispielsweise die französischen Kunstzeitschriften seit dem Ausbruch des Krieges ihr Erscheinen überhaupt eingestellt haben, unsere deutschen Kunstzeitschriften nicht nur weiter erscheinen, sondern auch in gleich vorbildlicher Weise, mit gleich begiegenderem Inhalt, mit gleichem Reichtum an glänzend ausgeführtem und sorgfältig-gewähltem Abbildungsmaterial wie im Frieden. Zeuge dessen ist wieder das eben erschienene Heft der Münchener Zeitschrift „Die Kunst“ (Verlag Bruckmann, München), gegenüber dem Opferamt der Verleger, der zur Durchhaltung solcher Unternehmungen in Zeiten wie jetzt nötig ist, hat das Publikum, dem an der Pflege deutscher Kultur liegt, die Pflicht, diese Zeitschriften zu unterstützen. Wer es tut und sie abonniert, wird es nicht bereuen, denn in jedem Heft der genannten Zeitschrift „Die Kunst“ bietet sich uns eine Fülle von Schönheit und Anregung; und wer wäre nicht froh, heute aus solcher Schönheitsquelle die Möglichkeit zur Ablenkung von all dem Schweren und von der gewaltigen Nervenanspannung, die unsere Tage uns bringt, zu finden. — Aus dem Inhalt des Heftes erwähnen wir kurz: Malereien von Theodor Hagen. — Graphik von Edoard Münch. — Plastiken von Bernhard Doetger. — Raumkunst von Runge & Scolland in Bremen. — Architektur von Karl Moritz, Köln. — Glasmalereien F. A. Puhles, Danzig. — Kriegsdenkmalsentwürfe von Mich. Verndt u. a.

— Heft 2 des „Wieland“, Jahrgang II, bringt ein Titelblatt von Ludw. Kainer, ferner farbige Originalarbeiten von W. Ruhe: „Das Maschinengewehr“, Erich Büttner: „Schipper beim Offen“, U. Schilling; Kind und Kirchhof“ und Josef Waderle: „Frühling in Tirol“. Ferner Schwarzweißarbeiten von F. Steiner, Willi Geiger und G. W. Jäger eine farbige Originalzeichnung und drei Schwarzweißarbeiten zu seinem Aufsatz: „Bulgarienreise“. Der literarische Teil bringt Gedichte von Max Fleischer und Konrad Ferdinand Meyer; die Skizzen: „Kindergeheimnisse“ von Hans Leiffhelm, „An der Grenze“ von Franz Theodor Jodow, „Kien der Held“ von Verta Leich und die Aufsätze: „Humor“ von L. von Mendelssohn-Bartholdy mit einer Biquette und Zeichnung von E. Gerike und „Vom Hausgarten“ von Marie Luise Gohren mit 4 Zeichnungen von E. Scherz. Das Heft schließt mit den Prosen: „Der Preussische Stii“ von Otto Hoff und „Franzosenbrüder“ von Leopold Martens. Preis des Heftes M. 1.— (Wieland-Verlag, Berlin S. 9, Pennestr. 9.)

— Ladislaus St. Reymont, Der Vampir, Roman. Einzige berechnete Uebersetzung aus dem Polnischen von Leon Richter. Umschlag von D. Venede, Einband von Felger. Preis geheftet 4 M., gebunden in Leinen 6 M., in Leder 15 M. Verlag von Albert Langen in München. — Der polnische Dichter Ladislaus St. Reymont hat in Deutschland einen großen künstlerischen Erfolg mit dem bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen vierbändigen Romanwerk „Die polnischen Bauern“ errungen. Sein neuer Roman „Der Vampir“ spielt in einer ganz anderen Welt. Die Gestalt eines indischen Mahatma, dessen Jüngern die schöne, vampirhafte Ma Dain ist, geht rätselhaft durch die Erzählung. Man hat das Gefühl, als wäre die okkulte Wissenschaft der Indier so etwas wie eine Waffe, durch die sich dieses unterdrückte Volk an seinen Feindern rächt. Kaum jemals ist die Wirkung seiner uralten Geheimlehren auf den Europäer so packend geschildert worden wie in diesem Roman. So bietet dieses Werk mehr als spannende Unterhaltung — es mag manchen, der sich in spielerischer Neugier mit den Problemen des Okkultismus befaßt, eine Warnung sein. Daß dieser Stoffkreis heutzutage auch in Deutschland weite Kreise interessiert, hat der große Erfolg von Gustav Meyrings „Golem“ bewiesen. Die Leser dieses Buches werden gern auch zu Reymonts „Vampir“ greifen.

— Eine wertvolle Bereicherung und eine ernste Reform unserer Literaturkritik stellen die von der „Fichte-Gesellschaft von 1914“ herausgegebenen „Deutschen Bücherbriefe“ dar. Sie erscheinen in dem vorliegenden Heft der „Bühne und Welt“ (Herausgeber Wilhelm Rieker) erstmals. Ihr Herausgeber spricht in dem Begleitartikel aus, daß er von diesem Unternehmen eine „Sicherung des literarischen Urteils“ schlechthin erwarte, ein Wunsch, von dem man nur hoffen kann, daß er sich erfülle. Die Bücherbriefe wollen eine genaue, gleichermäßen nach ästhetischen als auch ethischen Gesichtspunkten gehaltene Uebersicht über die Erscheinungen des Büchermarktes geben, ein literarischer und kultureller Ratgeber also in Monatsfolgen. Es ist nicht zu leugnen, daß ein derartiges Unternehmen segensreich wirken kann und vollste Unterstützung verdient. Das Heft der „Bühne und Welt“ verdient schon um die Bekanntheit dieses literarischen Unternehmens in allen gebildeten und vor allen Dingen nationalen Kreisen Eingang zu finden. Preis des Einzelheftes 60 Pfg., Halbjahresbezug 3,50 M.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 2. Heft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Richard Müller-Freienfels: Der Dichter in der Literatur; C. Th. Raasmpf: Polnische Dichter; Charlotte Lady Blennerhassett: Der französische Einfluß auf Deutschland im Urteil eines Franzosen von 1913; Hans Brand: Die entwertete Welt; Georg Schott: Neue Kriegsbücher;

Mag. J. v. Robeltitz: Zu Niebergalls Lustspielen. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften usw.

— Band Nr. 1065 von Kürschners Bücherjahrgang: Das Wundkind. Das Schönste und das Schrecklichste. Zwei Novellen von Ilse Frapan-Muntan. 94 Seiten Umfang. — Preis 20 Pfg. — Hermann Sillger Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

— „3000 Kilometer mit der Garde-Kavallerie“ heißt ein geschmackvoll ausgestattetes Buch, das in der vielgelesenen Sammlung: „Aus den Tagen des großen Krieges“ bei Veitlagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig soeben erschienen ist. Der Potsdamer Popprediger Dr. Vogel schildert hier die Tätigkeit der Garde-Kavallerie-Division, deren Stab er als Felddivisionspfarrer angehört, auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Die Darstellung erschöpft sich nicht in langatmigen Schilderungen allgemeiner kriegerischer Vorgänge, sondern greift interessante Episoden und Einzelgeschichten heraus, die ja für das Wesen des Reiterkampfes so charakteristisch sind. Sehr zu ratten kommt dem Buche eine klare übersichtliche Karte des westlichen Kriegsschauplatzes, auf der die Ereignisse bequem zu verfolgen sind.

— „An der Kampffront in Südtirol“. Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers. Dies Buch schließt sich als drittes den früher in dieser Sammlung erschienenen Kriegsberichten des bekannten Schweizer Oberst Karl Müller an und bringt eine fesselnde Darstellung jener Gebirgskämpfe, in denen unsere Bundesgenossen nun schon seit einem Jahre ihre Brezzen gegen die italienischen Angriffe verteidigen und neuerdings so große Erfolge errungen haben. Das Buch wird vornehmlich alle Freunde Tirols, namentlich die Mitglieder des deutsch-österreichischen Alpenvereins interessieren.

— Zur Kriegszeit um die Welt. Zehn Monate im feindlichen und neutralen Auslande. Von Wilhelm Westedt. Leipzig, Heise & Weller Verlag. Mit Bildbeigaben. 1 M. Sicherlich eins der interessantesten und eigenartigsten Kriegsbücher! Nicht vorläufig hatte der Verfasser, ein Hamburger Kaufmann, diese Weltreise unternommen. Auf einer Fahrt nach Japan begriffen, führt er auf russischem Gebiet plötzlich vom Ausbruch des Krieges. Es gelang ihm, der russischen Kriegsgelangenenschaft zu entgehen und über Japan Singtau zu erreichen. Dort kämpft er als Kriegsfreiwilliger in den Reihen der Deutschen und macht die schwersten Tage der Belagerung mit. Nach dem Falle der Kolonie schlägt er sich nach China und von dort nach Amerika durch. In New Orleans besiegt er einen neutralen Dampfer, und obwohl ihm die Engländer auf der Spur sind, gelingt es ihm, Goshenburg zu erreichen. . . Wie das alles kam, das wird so spannend erzählt, daß es niemandem greuen wird, das Buch gelesen zu haben.

— Was lehrte uns der Krieg? Häusliche Krankenpflege in Kriegszeiten. Von Dr. med. Anna Fischer-Düdelmann (in Zürich promov.). Verlag des Süddeutschen Verlags-Instituts in Stuttgart. Preis 2,20 Mark.

— Der deutsche Eichbaum und seine Heilkraft. Mit Benützung des gleichnamigen Werkes von Dr. med. Zwieterlein. Preis 20 Pfg. Verlag von Wilhelm Möller, Oranienburg.

— Rheumatismus, Gicht und andere Erkältungskrankheiten. Von Dr. med. Welten, prakt. Arzt. Mit 5 Abbildungen. Preis 20 Pfg. Verlag von Wilhelm Möller, Oranienburg.

— 260 Einmache-Rezepte ohne Zucker oder bei möglichst eingeschränktem Zuckerverbrauch enthält das illustrierte bewährte Einmachebuch von Frau Amtral Rose Stolle, das bereits in 21 000 Exemplaren als bester Ratgeber für das Einmachen von Früchten, Gemüsen, Einkochen von Marmeladen, Obstpasten und Bereiten von Obst- und Beerenweinen von vorzuziehenden Hausfrauen gekauft wurde. Soeben erschien die 7. Auflage von Rose Stollens Einmachebuch, das die reichhaltigste Ausgabe darstellt und nur 60 Pfg. kostet, Porto 10 Pfg., falls direkte Zusendung vom Verlag Wilhelm Möller, Oranienburg-Berlin, gewünscht wird.

Magisches Quadrat.



In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A A B B B B C C C C D D D D E E E E L L R S T U V X derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrechten Reihen gleichlautend folgenden bedeuten:

1. Ein Musikinstrument.
2. Ein Gebirge.
3. Weibliche Inverwandte.
4. Verkürzung eines männlichen Vornamens.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Sach-Aufgabe in voriger Nummer:

Weiß.	Schwarz.
1. Le 3 — b 5	c 6 — c 5
2. a 5 — a 6	b 7 nimmt a 6
3. L b 6 — c 7	a 6 — a 5
4. L c 7 — f 4	a 5 — a 4
5. L f 4 — b 2 † und Matt.	